



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Marbach, Hans: Konrad Fiedler : ein Lebensbild : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Konrad Fiedler

Ein Lebensbild von Hans Marbach

(Schluß)



n der innigsten Verbindung mit Fiedlers Wirken als Förderer der Kunst und der Künstler, das selbst ja nur als ein Ausfluß, ein Teil eines Umfassendern zu betrachten ist, steht sein Wirken als Freund überhaupt, etwas, das allerdings die sogenannte Öffentlichkeit weniger angeht, das aber doch in seiner Art so selten und merkwürdig war, daß es ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen kann.

Die Freude am Umgange mit Menschen, die Fiedler von Haus aus eigen war, steigerte sich bei ihm zu einem wahren Freundschaftskultus. Er hatte ja auch die Auswahl. Und gewiß ist, daß ihm dabei seine glückliche äußere Lage zu statten kam. Das Wort, das Goethe dem armen Gretchen in den Mund gelegt hat: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles — ach, wir Armen!“ gilt nicht bloß von den Armen und von denen, die von diesem Golde unmittelbar etwas profitieren möchten. Auch edlere Naturen, besonders die ästhetisch begabten, fühlen sich angezogen von der heitern, glänzenden Außenseite des Daseins, wie sie der Reichtum so verlockend auszustatten vermag. Und wer möchte sich scheuen, eine so freudig dargebotne Gastlichkeit anzunehmen, bei der der Gastgeber seine Gäste in die Illusion zu setzen versteht, daß sie ihm durch ihre Gegenwart das, was er ihnen bietet, überreichlich vergelten? Und das war bei Fiedler der Fall. Nicht das, was er bot, so vollendet es alles auch war, machte den Zauber seiner Gastlichkeit aus, sondern die Art, wie er es bot. Man hatte ihm gegenüber immer das Gefühl, daß er selbst auf alle diese äußerlichen Dinge keinen höhern Wert lege, als ihnen zukam, daß sie nur ein Mittel sein sollten, einen bequemen und angenehmen geistigen Austausch zu ermöglichen, in dem der eigentliche Zweck des Zusammenseins zu suchen sei, und bei dem er vor allen sich bereicherte. Wenn auch dieses Mittel gerade durch den höhern Zweck, dem es diente, noch an Wert gewann, und wenn auch, im Gegensatz zu so vielen, die nur durch ihr Gold glänzen, das Wesen und die Persönlichkeit des Besitzers hier erst dem Golde

den rechten Glanz verlieh, so hatte man eben doch immer das Gefühl, daß er es eigentlich sei, von dem der Glanz ausging. Wer einer Einladung zu ihm folgte, der wollte sich vor allem an ihm erfreuen, wie er selbst sich an seinen Gästen erfreute. Sa, das war das eigentliche Geheimnis seiner Anziehungskraft. Fiedlers Gastlichkeit war nur wie die heitern, lichtdurchfluteten Propyläen eines Freundschaftstempels ohne gleichen, und in jedem, der diese Vorhallen betreten hatte, regte sich, so gut sichs auch darin weilte, der Wunsch, auch in das Heiligtum selbst zu gelangen; es ahnte ihm, daß er dort ein Glück finden würde, das nur wenigen beschieden ist, das Glück, verstanden zu werden.

Wie bei Fiedlers Wirken als Mäcen das tiefe Interesse, das er für die Persönlichkeit hegte, die Grundlage bildete, so verhielt er sich auch in seinen Beziehungen zu Menschen überhaupt. Er respektierte die Natur, er wollte sie nicht anders haben, als sie ist, weil er ihre geheimsten Absichten begriff, weil er wußte, daß sie das Gute nie ohne das Böse schafft, und zum Licht sich der Schatten gesellen muß, wenn es unser sterbliches Auge erfreuen soll. Er verlangte nie etwas andres von seinen Freunden, als so zu sein, wie sie waren. Ihre Natur, sie selbst forderte er von ihnen, das genügte ihm, ja es konnte ihn entzücken, selbst wenn er unter dem Mangelhaften, was dabei mit zu Tage gefördert wurde, litt. Wie er ein abgesagter Feind alles Gespreizten, Gezierten, Gemachten, aller Prätension und Ostentation war, so konnte er der Natur gegenüber sogar seine eigne aristokratische Art und Erziehung verleugnen, die ihn wohl sonst manchmal zu Klagen über die täglich fortschreitende Verpöbelung der Welt brachten. Und wie seine Freunde sicher waren, für alle Ausbrüche ihrer wahren Natur, selbst wenn sie sich in schroffer, ja roher Weise äußerten, Nachsicht bei ihm zu finden, so konnten sie erst recht darauf zählen, für alles Gute, das von ihnen ausging, von ihm anerkannt zu werden. Das Gute am Menschen wagt sich sonst noch weniger zu Tage als das Schlechte. Der Edle fürchtet dafür die Verkennung, den Spott, besonders da er im mündlichen Verkehr nur selten in der Lage ist, für das Gute einen angemessenen, nicht mißzuverstehenden Ausdruck zu finden. Er fürchtet, daß ihm sein Heiligtum entweicht werde, daß ihm die Quelle, aus der er den Mut zu leben schöpft, getrübt werde. Alles das war Fiedler gegenüber nicht zu besorgen. Wie Trivialität vielleicht das einzige war, was ihm einen andern Menschen unerträglich machte, so war auch in seinem eignen Wesen keine Spur davon. Der Ernst und die Tiefe seines Innern verbreiteten über seine Person und über die ganze Atmosphäre, in der er lebte, eine weisevolle Stimmung, die alles Triviale, alles Gemeine ausschloß. Ein Freund von ihm sagte einmal: Wenn Fiedler kommt, so ist es immer wie Sonntag. So war es auch. Und jeder, der mit ihm zusammen war, hatte dieses Gefühl des Besondern, des Feierlichen und suchte sein Denken und Reden demgemäß einzurichten. „Es giebt edle Seelen,

die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen.“ Was Goethe hier von einer Frau, von Madame Récamier sagt, galt auch in reichstem Maße von Fiedler. Aber zu dieser vorwiegend weiblichen Fähigkeit seiner Natur, zu dieser Empfänglichkeit gesellte sich noch die echt männliche, daß er nicht nur allem Guten die vollste Sympathie entgegenbrachte, sondern auch den Willen, es mit Aufbietung aller seiner Kräfte fördern zu helfen. Wer sich ihm anvertraute, der fand nicht nur einen verständnisvollen und teilnehmenden Freund, sondern auch einen Kampfgenossen. Fiedler war nicht bloß ein Mäcen für Kunst und Künstler, er war im echten Sinne der Freund aller seiner Freunde, auf den sie in jeder Lage des Lebens unbedingt zählen konnten. Er ging ja förmlich darauf aus, zu seinem nähern Umgang solche zu wählen, die seiner bedurften. In der arbeitenden Klasse, in der geistig arbeitenden natürlich, suchte er die Freunde, denen er seine Muße wie seine Thätigkeit widmete. Der „Welt, in der man sich langweilt,“ dem gewöhnlichen banalen oder auf den Sinnfidel berechneten Gesellschaftstreiben hielt er sich möglichst fern, um Zeit für besseres zu gewinnen.

So hatte sich allmählich ein immer wachsender Kreis von Menschen um diesen einen gebildet, die von ihm gewissermaßen ihr eigentümliches Gepräge und eine Art idealer Beleuchtung empfangen. Es giebt geborne Herrschernaturen, nicht solche, die durch Gewalt zu herrschen berufen sind, sondern durch die Liebe, Friedensfürsten, deren unwiderstehliche Macht darin besteht, daß sie am wenigsten von allen Egoisten sind. Ich fing einmal ein Wort von Fiedler auf, das er bei irgend einer Gelegenheit ganz beiläufig in seiner schlichten Art ohne jede Betonung in die Unterhaltung warf: Ich denke sehr selten an mich. Wer kann das von sich sagen? Dieses Wort ist ein ganzer Panegyrikus. Aber es wurde wahrhaftig nicht in der Absicht des Selbstlobes gesprochen, sondern nur die einfache Thatsache in aller Naivität ausgesagt. Er dachte auch bei diesem herrlichen Selbstbekenntnis nicht an sich.

Die Macht einer solchen Persönlichkeit ist unwiderstehlich. Dem Bedürfnis, sich hinzugeben, sich aufzuopfern, entspricht die Liebe, die sich freudig unterordnet. Wie sollte man sich auch von dem nicht leiten lassen, der unser bestes will, der so selten an sich denkt und über so viele Kräfte und Mittel verfügt, unser bestes zu bewirken? Wie ein Bote der Vorsehung erschien er seinen Freunden, wie einer, der den Weg kennt, und dem man nur zu folgen braucht. Und ein solcher wird auch wie ein leuchtendes Vorbild vor uns stehen. Fiedlers Art, zu sehen, Menschen und Dinge aufzufassen nur nach ihrer besten, tiefsten, dem gewöhnlichen Beobachter verborgnen Seite, teilte sich allen mit, die mit ihm in näherem Verkehr standen. Sie sahen die Welt, ihn selbst, sich selbst und sich gegenseitig in dieser verklärenden, vergeistigenden Beleuchtung. Ja,

ein Lichtkreis war es, der ihn umgab, in dem, wie es in dem Schillerschen Liebe heißt, nur die Freude die Räder zu treiben schien, die Freude am Dasein und am Streben. An Fiedlers Seite waltete in dieser Lichtsphäre seine schöne, liebenswürdige und hochgebildete Gattin, die mit vollstem Verständnis alle seine Neigungen teilte und seine Bestrebungen unterstützte.

Jeder suchte aber auch hier sein Bestes zu geben. Jeder hatte das Bedürfnis, dem Freunde sein Wichtigstes, Heiligstes mitzuteilen und dafür seine Billigung zu erlangen. Erst wenn man ihn zum Mitwiffer hatte, glaubte man seiner Sache gewiß zu sein. Was man geistig erwarb, brachte man ihm zu, um sich doppelt und dreifach daran zu erfreuen, das Größte erschien größer, klarer, schöner in dem Lichte seiner Auffassung. Es mochte sich um Goethe, Michelangelo oder Bismarck handeln, man glaubte sie erst recht zu kennen, wenn man mit ihm seine Gedanken über sie ausgetauscht hatte. Hatte doch selbst jeder, dem das Glück zu teil wurde, sich in dieser reinen Seele spiegeln zu dürfen, das Gefühl, dem Goethe einst Ausdruck gab, indem er das Wesen der Freundschaft mit den Worten schilderte: „Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet.“

Ihm wiederum gereichte es zur Freude, das, was er selbst, auch außerhalb des engeren Kreises, dessen Mittelpunkt er war, innerlich und äußerlich erlebte, den Freunden mitzuteilen. Und staunenswert war die Aufnahmefähigkeit, die Genußfähigkeit dieser einzig organisierten Natur. Sein ganzes Leben war ein Sammeln, Auswählen, Ordnen, Betrachten, Beurteilen. Was sich in der Natur, in Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft von Bedeutendem ereignete, erweckte sein Interesse. Überall suchte er in die Tiefe zu dringen, den Kern der Sache zu erfassen, den verborgensten Wert zu erforschen und ans Licht zu bringen. Und wem er dann die Ergebnisse seiner auf die Ermittlung des Guten und Schönen in der Welt gerichteten Thätigkeit mitteilte, der sah die Dinge klarer, besser als mit den eignen Augen. In diesem geistigen Wiedergebären der Welt in verschönerter Gestalt war Fiedler selbst ein Künstler der seltensten Art. Seine Freunde wußten es zu würdigen und die Welt wird sich an den Früchten dieser seltenen Geistesthätigkeit noch oft erlaben.

Und wie von Alters her, im stillen,  
Ein Liebewerk nach eignem Willen,  
Der Philosoph, der Dichter schuf;  
So wirfst du schönste Gunst erzielen:  
Denn edeln Seelen vorzufühlen  
Ist wünschenswertester Beruf.

Sä, das war Fiedlers Beruf, und er hat ihn in der herrlichsten Weise erfüllt. Und dieser Beruf seiner Persönlichkeit, dem er sich mit Leib und Seele gewidmet hatte, war auch bestimmend für ihn in der Wahl des Berufs im engeren Sinne, den zu übernehmen er sich als Mitglied der bürgerlichen Ge-

gesellschaft nicht glauben zu dürfen. Nach der Art, wie Fiedler lebte und wirkte, hätte wohl niemand das Recht oder den Mut gehabt, einen solchen Anspruch an ihn zu erheben, aber er selbst stellte an sich diese Forderung. Er wollte nicht nur thätig sein, er wollte auch etwas greifbares schaffen. Seine persönliche Wirksamkeit, so einzig in ihrer Art und so köstlich sie war, war doch etwas, was ihm vorwiegend nur Freude machte, war zu sehr ein fast müheloses Ergebnis seiner Natur und Erziehung, als daß er es als Arbeit empfunden hätte. Und arbeiten, etwas leisten wollte er, dazu fühlte er sich berufen, dazu hatte er die Kraft, das Bedürfnis in sich. Und er hat gearbeitet, viel, bewundernswürdig viel, wenn es auch nur sehr wenige, selbst von denen, die ihm nahe, ja am nächsten standen, zu beurteilen und zu schätzen vermochten. Die Ergebnisse seiner Arbeit liegen vor aller Augen, und der Verständige wird wissen, was dazu gehört hat, sie hervorzubringen.

Ehe sich Fiedler entschloß, sich ausschließlich dem Berufe des Kunstschriftstellers zu widmen, um hier im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln, hat er vielfach die Frage erwogen, und sie ist auch von außen an ihn gestellt worden, ob er sich nicht zur Annahme einer festen Stellung, zum Eintreten in ein Amt entschließen wolle. Es konnte für ihn, da ihn nun einmal seine Interessen und Studien ganz auf das Gebiet der Kunst geführt hatten, nur eine akademische Laufbahn oder eine Stellung als Museumsleiter in Betracht kommen. Aber zu beiden konnte er sich nicht entschließen; nicht aus dem trivialen Grunde, den ihm solche, die ihn nicht näher kannten, wohl unterschoben: weil ers „nicht nötig hatte,“ sondern weil er auf dem Wege, den er wählte, und den zu wählen er unter wenigen geistig befähigt und zugleich in der glücklichen äußern Lage war, weil er auf diesem Wege mehr leisten zu können glaubte. Als Museumsleiter wäre er wohl in der Lage gewesen, sich einen umfangreichern Wirkungskreis zu schaffen wie als Privatmann; er hätte aber nicht unabhängig dem Antriebe seiner Persönlichkeit folgen können. Und das hielt er beim Wirken in Kunstangelegenheiten für die Hauptsache. Er wußte zu gut, daß alles Urteil über Kunstwerke auf subjektiver Empfindung beruht, auf dem, was sich weder lehren, noch lernen, noch durch Überredung mitteilen läßt; daß alles, was aus einem Kompromiß hervorgeht, was von Vereinen, Komitees, Preisrichterkollegien oder gar von dem Ermessen einer hohen Behörde abhängt, in Sachen der Kunst zu den beklagenswertesten Ergebnissen führt.

In seinem Fach eine akademische Laufbahn mit Glück zu betreten, wäre Fiedler sehr leicht gewesen; er hätte nur seine umfassenden kunstgeschichtlichen Studien noch etwas mehr pflegen müssen. Aber gerade das widerstrebte nicht nur seiner Neigung, sondern geradezu seiner ganzen Kunstauffassung. Er betrachtete die Kunstgeschichte als eine freilich kaum entbehrliche Anhäufung wertloser Notizen, die, nach untergeordneten Gesichtspunkten rubriziert und mühsam

zu einem Ganzen zusammengeleimt, sich als „Wissenschaft“ von sehr zweifelhaftem Werte repräsentiert. Er vermißte bei den meisten, die dieses Handwerk zu betreiben haben, gänzlich die „innere Beziehung“ zum Kunstwerk, die er doch als das Maßgebende für den Wert aller Beschäftigung mit der Kunst forderte.

Was er unter dieser innern Beziehung verstand, darüber hat er sich in seinen Schriften ausgesprochen, und er hat dadurch in der That etwas geleistet, was wohl als epochemachend in der Entwicklung des Denkens über Kunstwerke und Kunstschaffen betrachtet werden darf. Wilhelm Porte nennt in dem schon erwähnten Aufsatz Fiedler einen der tiefsten und unabhängigsten Kunstschriftsteller und sagt unter anderm über seine Schriften: „Von den absoluten Ideen und anderm abstrakten Spuk, der in der akademischen Schulästhetik eine so große Rolle spielt, ist da keine Spur. Nicht ein systembaulustiger Philosoph reflektiert, weil eine ganze Philosophie doch auch einmal die Ästhetik mit einschließen muß, auf der Höhe des reinen Gedankens über »das Schöne an sich« und über die Kunst und schreibt ihr vor, was sie darf und was sie nicht darf, sondern die Kunst selber scheint, zum Reden gebracht, ihr Wesen darzulegen. Vom Einfachsten, Selbstverständlichsten wird ausgegangen: die Kunst schafft fürs Auge, sie gliedert und belebt den Raum. Sie will die sichtbare Welt zum gestalteten Ausdruck bringen. Sie ist die eine, der Wissenschaft gleichgeordnete Seite der menschlichen Erkenntnisraft. Während das diskursive Denken mit Begriffen, mit Worten — also an sich nichts sagenden Zeichen — operiert, giebt die Kunst ein anschaulich = anschaubares Denken, die Dinge selbst in der Form, darin allein sie geistiges Eigentum der Menschen werden können.“ Ich konnte mir schon deshalb nicht versagen, auch noch diese Stelle des vortrefflichen Aufsatzes wiederzugeben, weil es schwierig sein würde, den Hauptinhalt der Fiedlerschen Kunstauffassung, wie sie in seinen Schriften sich ausspricht, kürzer und klarer darzulegen. Ich möchte nur noch über Fiedlers Art zu schreiben etwas hinzufügen. Viel der Menge nach ist es freilich nicht, was er uns als Schriftsteller gegeben hat. Vor Folianten, wie sie unsre wiederkäuende Schulgelehrsamkeit in so überreicher Menge liefert, braucht man sich bei Fiedler nicht zu ängstigen. Er hatte ja auch die Weisen aller Zeiten zu Rate gezogen und dabei die Erfahrung gemacht, wie viele Rosen man ernten muß, um ein paar Tröpfchen Rosenöl zu erzeugen. Aber er hatte nicht den Zweck dabei, mit seiner Gelehrsamkeit irgend wem, und wäre es nur einem andern Gelehrten, zu imponiren, sondern er wollte nur seine eignen Gedanken prüfen und klären, um sie dem Leser mitzuteilen, fertige Ergebnisse, während sichs die Eitelkeit und Gewinnbeßissenheit unsrer Schulgelehrten nicht nehmen läßt, in ihren Werken immer auch zugleich ihre ganze Werkstatt mit zur Schau zu stellen, damit nur ja alle Welt sehe, wie sauer sie sichs haben werden lassen. Fiedler arbeitete nicht vor dem Leser, sondern

für den Leser. Aber wer da weiß, was dazu gehört, einen solchen Gedankenextrakt herzustellen, dem wird es bei alledem nicht entgehen, welche große Arbeit hier geleistet ist; er wird es spüren an der eignen Mühe, die ihm das Lesen und Verstehen dieser Schriften kosten wird. Die Schwierigkeit entsteht durch die Sache, nicht durch die Form. Denn diese ist hier zu einer Durchsichtigkeit und Einfachheit gediehen, wie sie bei Behandlung solcher Stoffe nur selten erreicht wird. Mit der ihm eignen Selbständigkeit, Kühnheit und Folgerichtigkeit des Denkens verband Fiedler, unter Verzicht auf jede Geistreichigkeit und jede Schönrednerei, das Streben, den Ausdruck des Gedankens bis zur äußersten Klarheit und Schärfe zu bringen. Der Weg ist steil, aber wir dürfen dem Führer vertrauen. Dasselbe Gefühl der Sicherheit, das er als Freund seinen Freunden mitteilte, flößt Fiedler auch seinen Lesern ein: der läßt dich nicht los, auf den kannst du dich unbedingt verlassen! Und wenn wir dann an seiner Hand glücklich oben angelangt sind und mit ihm stehen auf seiner Warte, welche herrliche, weite, weite Aussicht!

Wie eine Offenbarung wirkten auf mich die beiden Hauptschriften Fiedlers „Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst“ (Leipzig, Hirzel, 1876) und „Der Ursprung der künstlerischen Thätigkeit“ (ebenda, 1887). Hier trat mir etwas völlig neues entgegen. Freilich ging der Verfasser auch von einem so andern Standpunkte aus als die meisten, die über Kunst denken und schreiben, daß es mir schwer wurde, die Ergebnisse seines Denkens, die ich mir unbedingt aneignen konnte, mit dem in Verbindung zu setzen, was ich selbst über das Wesen der Kunst bisher gedacht hatte. Eine solche Verbindung herzustellen, versuchte ich endlich in einer kleinen Schrift: „Das Mysterium der Kunst“ (Leipzig, C. B. Hirschfeld, 1890), die vielleicht dazu dienen kann, die Fiedlersche Kunstauffassung mit der allgemeinen zu vermitteln und ihr so eine möglicherweise vielen unentbehrlich scheinende Ergänzung zu geben. Daß Fiedler mit dem Neuen, das den Inhalt seiner Schriften bildet, und womit er so vieles bisher gäng und gebe gewesene Falsche beseitigt, nicht das letzte Wort gesprochen habe — wie es überhaupt nie gesprochen werden wird —, wußte niemand besser als Fiedler selbst. Aber ein Zugang ist durch ihn eröffnet, der nicht in eine Sackgasse führt; eine Grundlage ist gegeben, auf der sich weiterbauen läßt — ins Unendliche.

Die letzte größere Arbeit, die Fiedler im Drucke weitem Kreise zugänglich machte, ist seine Schrift über Marées. Nachdem er der Trauer über den Hingang des Freundes einen tief ergreifenden Ausdruck gegeben hat, schließt er mit den Worten: „Ein Dasein freilich ist auch dem Toten noch vergönnt: es ist die Fortdauer im Andenken seiner Freunde und in den unberechenbaren Fortwirkungen alles dessen, was von ihm ausgegangen ist. Dem Dahingeschiednen dieses Leben zu verleihen und zu erhalten, ist die Aufgabe seiner Freunde und seiner Schüler; wenn sie ihr treu bleiben, so werden sie dem Toten

wenigstens einen Teil der Schuld abtragen für alles das, was sie von dem Lebenden empfangen haben.“

Nun ist er selbst in das unbekannte Land gegangen. Am 3. Juni, am zweiten Pfingstfeiertage dieses Jahres, stürzte er, als er sich beim Herablassen oder Herausziehen einer Saloufie über die niedrige Fensterbrüstung hinausbeugte, so unglücklich auf die unter dem Fenster befindlichen Steinstufen, daß er einen Schädelbruch erlitt, der sofortige Bewußtlosigkeit und nach etwa einer Viertelstunde den Tod zur Folge hatte. Nach menschlichem Ermessen ist dem so jäh aus dem Leben berufenen alle Qual und Angst des Sterbens erspart geblieben. Das Furchtbare liegt hier in dem Plötzlichen und in dem Tode selbst, in dem Erlöschen dieses Lebens.

Freilich sind die Wirkungen eines solchen Lebens unberechenbar, weit über die Grenzen seiner irdischen Dauer hinaus, immer wachsend, immer weiter Licht und Segen verbreitend, je geistiger sie aufgefaßt, je mehr sie allen Einzelinteressen enthoben und zur Sache der Menschheit gemacht werden. Und doch in der tiefen Trauer, in allen den Fragen und Zweifeln, in all dem Sammer, der sich in den einen unsaßbaren Gedanken drängt: Er ist nicht mehr! wer tröstet uns darin?

Da taucht sie wieder auf, wie aus weiter Ferne, die Gestalt des seltsamen Denkers, der einst in jungen Tagen das Band festigte, das uns zu dauernder Freundschaft, zu gemeinsamer Lebensarbeit verbinden sollte — die Gestalt Arthur Schopenhauers. Und siehe, sein finstres Antlitz hat sich erhellt, es sind nicht mehr die zum bitteren, sarkastischen Lächeln verzerrten Züge, nein, tröstlich, mild blickt er uns an; er fühlt unser Weh mit, aber er weiß, daß es auch für diese Wunde einen Balsam giebt.

Wir hatten ihn beide längst vergessen, oder wenigstens den geistigen Verkehr mit ihm abgebrochen. Das thätige Leben des Mannes, die Freude, die ihm das Schaffen gewährt, die Illusion, die er dazu braucht, vertragen sich nicht mit dem Pessimismus. Das Leben ist so schön — und das eben ist das Entsetzliche des Todes, daß er uns alles das raubt, was uns das Leben gewährt hat und noch gewähren könnte. Das ist das, um was wir den Toten so beklagen, was wir so schwer verwinden können. Noch nach laugen Jahren:

Der Schmerz wird neu; es wiederholt die Klage  
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,  
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden  
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sawohl, hast du ein Recht, so zu klagen, großer Dichter! Aber auch er, dein gewaltiger Widersacher, der Philosoph, hat Recht: die schönen Stunden auch des Glücklichen sind gezählt. Der achtzigjährige Bismarck hat es uns jetzt wieder bestätigt. Ja, das Leben, seinem Hauptinhalt nach, ist Leiden, und als ein solches wird es uns auch immer erscheinen, wenn wir es nicht mehr

als Zukunft durch den verhüllenden und verschönernden Schleier der Hoffnung betrachten, sondern als hinter uns liegend, als Vergangenheit, die — niemand noch einmal durchleben möchte. Und der Tod ist das Ende dieses Leidens. Ganz sicher.

Mag uns dies einen Trost gewähren — dies und das ferne Licht der Ewigkeit, das auch durch die Grabesnacht noch zu uns herüberschimmert.



## Das Männle



Ich kann die Geschichte noch genau so erzählen, wie er sie mir erzählt hat. Als ich ins Gastzimmer komme, sitzt er da am Tisch, ein langer Kerl mit einem langen Bart und einem Hut wie ein Wagenrad, vor einer Flasche Terlaner. Ich bestelle mir bei der Benz einen Roten und setze mich zu ihm. Mit Verlaub! sage ich. Sagt er: Im Wirtshaus ist jedem erlaubt! Ich will das zuerst für eine Unfreundlichkeit nehmen, aber wir kommen doch in ein Gespräch und reden von dem und jenem, und endlich fängt er an zu erzählen:

Ich wollte hinüber in den Süden, aber die gewöhnlichen Straßen war ich schon öfter gegangen, und ich suche mir gern neue Eindrücke und Bilder. Deshalb war ich höher hinauf gewandert und dann in ein wenig besuchtes Seitenthal, das zu den Gletschern hinaufführte und mir einen lohnenden Übergang versprach. Im letzten Dorf hatte ich im Wirtshaus halt gemacht, um mich mit Lebensmitteln zu versehen für den Fall, daß ich droben keine Hütte mehr fände, und trank ein Flaschel Wein, während mir der Wirt die Sachen zusammenpackte.

So so, da herauf seid Ihr gestiegen, und über das Joch wollt Ihr auch noch, sagte der Wirt zu mir; wird freilich eine strenge Partie für den Herrn werden, und Unterkunft für die Nacht wirds kaum geben. Aber wer sich im Gebirg auskennt, der findet sich schon hinauf und hinaus. Das Bildstüßl dürft Ihr nicht verfehlen. Am Gletscher hinauf und immer links auf den Muren, zu der Scharten dort droben, da stehts. Jetzt kommt selten einer da hinauf, fuhr der Wirt fort und schaute zum Fenster hinaus auf den Pfad, der sich im Thal aufwärts schlängelte; und über den Berg geht kaum einer, ich schon gar nicht — was ich mir auch denken konnte, denn es war ein behäbiger Mann. Wenn sich einmal eine Geiß verfliegen hat, dann schon, aber da schickt man halt den Buben. Früher solls anders gewesen sein, da hat eine Straße hinübergeführt, die hinausgegangen ist bis ins Welschland. Das war in alten Zeiten, da hats auch noch keine Gletscher gegeben hier herum. Und Gold haben sie geklaubt, die Welschen. Römer finds gewesen und